

Zwei Jahre bis zur Gnadenhochzeit

Wenzel und Katharina T. sind in Maniersch zusammen alt geworden

Das Dorf Maniersch (rumänisch Magherus) liegt nördlich von Schäßburg abseits der Europastraße Nr.60. Man muss, wenn man von Schäßburg kommt, in Zuckmantel (Tigmandru) nach links in ein stilles, breites Seitental abbiegen und dann einen Schotterweg in Kauf nehmen. Sechs Kilometer im Schrittempo! Dicht gesät sind die Schlaglöcher, man bangt bei jedem Loch, in das die Räder hineinplumpsen, um die Sicherheit der Achsen und Stoßdämpfer des Autos. Das Dorf besteht im Wesentlichen aus zwei Straßen, besser: aus einer unbefestigten Straße und einem parallel dazu jenseits eines Grabens verlaufendem Feldweg. Der Graben ist von Gestrüpp und Unkraut zugewachsen. Ob darunter noch ein Bach fließt, ist nicht erkennbar. Wie in den Sachsendörfern üblich, sind auch hier die Giebelseiten der Höfe der Straße bzw. dem Weg zugewandt. Die Höfe hier sind nicht stattlich und groß, sondern eher klein und bescheiden. Bis zur Auswanderungswelle zu Beginn der 90er Jahre lebten hier hundert bis zweihundert Sachsen. Jetzt sind es noch drei: das alte Ehepaar Wenzel (88) und Katharina (86) T. und ihr unverheirateter Sohn Arthur (48). Arthur ist arbeitslos, nimmt aber immer wieder Gelegenheitsjobs an. Er hilft auch seinen alten Eltern in ihrer „Wirtschaft“, wie sie sagen: ein Schwein, Hühner, ein Hund, sechs Schafe (sind während des Sommers beim Schäfer des Ortes), ein Maisfeld, Kartoffeln, Gemüse, Weinreben, die sich ums Haus und über den Hof ranken. Zurzeit werden Trauben gepresst und Wein angesetzt. Auch seinen Schnaps brennt Wenzel selber; er bietet mir einen an, als ich bei ihnen in der niedrigen Stube sitze. Nein, keinen Alkohol! In Rumänien herrscht die strenge Vorschrift: 0,0 Promille muss der Autofahrer haben.

Genau genommen ist Wenzel kein Sachse. Er wurde geboren in Cernowitz/Ukraine. (In Cernowitz! Das hab ich hoch interessiert - um nicht zu sagen: elektrisiert – vernommen. Cernowitz - einstmals, bevor die Nazi-Barbaren wüteten und mordeten, war es das Zentrum der europäisch-ostjüdischen Literaturszene.) Mit seiner Familie kam er in den Wirren nach dem Krieg nach Siebenbürgen. Sie wurden einquartiert in Maniersch. Hier hatte man die Sachsen, die zu jung oder zu alt für die Zwangsarbeit in der Sowjetunion waren, aus den Vorderhäusern ihrer Höfe verbannt und in die Verschläge, Kammern, Hühnerställe der Hinterhöfe eingewiesen. Vorne in den schönen Stuben hausten nun die früheren Dienstboten und neu ins Dorf geholte Roma. Eines Tages machte sich einer dieser neuen Bewohner an die damals 16-jährige Katharina, die von ihrer Oma auf dem Dachboden des Hühnerstalls versteckt worden war, heran und wollte ihr Gewalt antun. Sie schrie um Hilfe. Der Flüchtlingsbub Wenzel, damals 18 Jahre alt und im Nachbarhof untergebracht, hörte es, hechtete über den Zaun, entriss Katharina dem Angreifer und setzte ihn mit einigen kräftigen Faustschlägen außer Gefecht. Wenzel lacht mich mit seinen lebhaften Augen in seinem von vielen Runzeln zerfurchten Gesicht an, als er es mir erzählt. Und zeigt seine Faust. Es kam, wie es kommen musste: sie heirateten zwei Jahre später! Der in Cernowitz einstmals katholisch getaufte Wenzel wurde evangelisch und heimisch in der sächsischen Sprache.

Ist das nicht eine schöne, romantische Geschichte?! Der jugendliche Held rettet unter Außerachtlassung aller Gefahren für Leib und Leben die zarte, liebreizende Jungfrau vor dem Unhold – und darf sie als Braut heimführen! Das war vor 68 Jahren. Wenn sie noch zwei Jahre leben, feiern sie Gnadenhochzeit (70-jähriges Ehejubiläum)!! Ich wünsche es ihnen, sage im Spaß: Dann will ich aber auch kommen! Sie wehren lachend und achselzuckend ab und sagen: „Wer weiß?“ und „Wie Gott will....“ Aber schön wäre es schon, dann wäre es ein Fest mit allen ihren Kindern und deren Familien. Zwei Töchter und ein Sohn sind nach Deutschland ausgewandert, eine weitere Tochter lebt im Nachbardorf Zuckmantel mit ihrer Familie und der jüngste Sohn, Arthur, ist Junggeselle. Er wohnt allein im Hof der längst verstorbenen sächsischen Großeltern (der Eltern von Katharina). Viele Enkel haben sie, sehr viele Urenkel – ich weiß die Zahlen nicht mehr. Auch Wenzel und Katharina müssen sich anstrengen, um die Zahl ihrer Urenkel beziffern zu können. Sogar ein Ur-ur-Enkel ist schon da! - verkündet mir strahlend der stolze Ururopa Wenzel.

Seit ihrer Geburt lebt Katharina in Maniersch, Wenzel seitdem er nach dem Krieg als Flüchtlingskind mit seiner Familie ins Dorf kam. Er arbeitete bis zur Rente auf der Staatsfarm. Sie sorgte für die Familie mit den fünf Kindern, für den Gemüsegarten, für das Schwein, die Hühner und die kleine private Landwirtschaft, die im Kommunismus erlaubt war. Eine bescheidene Rente haben sie. Er bekommt tausend Lei und sie 500 Lei im Monat, das sind zusammen etwa 350 Euro. Und das für jahrzehntelange harte Arbeit! Jetzt spüren sie die Beschwerden des Alters. Sie können nicht mehr so arbeiten, wie sie es ein Leben lang gewohnt waren. Wenzel hatte eine Hüftoperation. Seine Herztätigkeit wird von einem Herzschrittmacher unterstützt. Er kann sich nur mühsam mit Hilfe eines Krückstocks fortbewegen. Trotzdem sah ich ihn bei meinem zweiten Besuch in ihrem Maisfeld herumstapfen. Drei Maiskolben brachte er in der Rechten aus dem Maisfeld heraus, während seine Linke sich auf den Krückstock stützte.

Wie viele Bewohner im multiethnischen Siebenbürgen spricht auch Wenzel mehrere Sprachen. Immer wieder begegne ich Menschen, die mühelos vom Deutschen ins Rumänische wechseln oder ins Ungarische und umgekehrt! Die Sachsen sprechen unter sich meistens immer noch Sächsisch, was man als Außenstehender auch nicht versteht. Ich bewundere diese Vielsprachigkeit, ja, ich bin neidisch auf sie. Wenzel kann auch noch Ukrainisch; die ersten 17 Jahre seines Lebens hat er in Cernowitz gelebt. In der Familie daheim haben sie Deutsch gesprochen; er war Schüler in der deutschen Schule von Cernowitz. Er kann auch Schwäbisch, sagt er verschmitzt. Seine Mutter war offenbar eine Donauschwäbin, die es im großen Kulturraum des österreich-ungarischen Vielvölkerstaats irgendwie nach „Galizien“ oder „Ruthenien“, wie das damals hieß, also in den österreichisch-ungarischen Teil der Ukraine und also nach Cernowitz verschlagen hat. So reime ich mir das zusammen. Also sechs Sprachen! rufe ich bewundernd: Ukrainisch, Deutsch, Rumänisch, Ungarisch, Sächsisch und Schwäbisch! Und wer Ukrainisch kann, versteht auch Russisch, setzt Wenzel hinzu. Also sieben! Wenzel genießt lachend mein Erstaunen und meine Bewunderung.

Die am Talhang auf halber Höhe über dem Dorf aufgerichtete kleine Kirchenburg macht dem alten Ehepaar Sorgen. Sie ist in einem bejammernswerten Zustand. Das Tor in der Umfassungsmauer ist offen und von Vegetation überwuchert; es lässt sich nicht mehr schließen. Die Tür zur Kirche hängt schräg in den Angeln. Alles ist offen. Überall schadhafte Stellen an der Kirchenmauer, die Fenster zum Teil zersplittert. Der Putz fällt ab. Innen überall Staub und Dreck. Löcher im Holzfußboden. Die sakralen Gegenstände wie Kerzen, Bibel, Skulpturen, Bilder fehlen. Da hat wohl mancher Dieb und Räuber was mitgenommen. Der Altar ist ein roher Steinblock, über dessen Rückseite ein immerhin noch bemerkenswerter Altaraufsatz aufragt. Bemerkenswert ist der Altaraufsatz nicht wegen seiner Bildkunst – die gibt es gar nicht, da ist keine Malerei zu sehen – sondern wegen seiner minimalistischen protestantischen Schlichtheit. Da ist nichts weiter zu sehen als ein auf schwarzen Grund in großen, weißen, gotischen Buchstaben hingemalter Bibelvers: „Christus spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Statt Bild-Tafel eine Schrift-Tafel. Noch nie habe ich so einen Altaraufsatz gesehen. Hier hat sich die protestantische Konzentriertheit auf das Wort voll durchgesetzt gegen allen „gleisnerischen Bilderkult“ (wie man in der Reformationszeit in manchen protestantischen Kreisen polemisch sagte). Mir fallen die Worte des Konvertiten Mortimer in Schillers Drama Maria Stuart ein, der sich klagend über seine puritanische Erziehung ausließ: „Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt / Es haßt die Kirche, die mich auferzog / Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie / Allein das körperlose Wort verehrend...“ Vielleicht sind diese grundsätzlichen theologischen Überlegungen hier aber auch ganz fehl am Platz. Vielleicht war in dem kleinen Dorf Maniersch einfach kein Geld da, um herumreisende Kirchenmaler im Spätmittelalter mit der Ausmalung des Altars zu beauftragen!

Wenzel und Katharina haben den Kirchenschlüssel. Sie können wegen ihres Alters und ihrer Gebrechen aber nicht mehr den steinigen und unsicheren Weg hinauf zur Kirchenburg gehen. Ein Jammer! sagen sie. Sie müssen zusehen, wie die Kirche verfällt. Ich frage nicht, ob denn ihr im Dorf noch wohnender Sohn die Aufgabe des Kirchenvaters übernehmen könne? Wenzel erzählt, dass sich die meisten der aus Maniersch ausgewanderten Sachsen in Uffenheim in Unterfranken angesiedelt haben. Diese haben jetzt die Idee, die zwei Glocken der Kirchenburg Maniersch nach Uffenheim überführen zu lassen, wo sie in ihrem dortigen Gemeindezentrum installiert werden könnten. Wenzel sagt: Ich erlaube es ihnen – aber nur e i n e Glocke. Die andere soll in Maniersch bleiben. Da ist ja auch noch der sächsische Friedhof! Im Stillen wundere ich mich, weil er sagt „Ich“ erlaube es, so als ob er über die Kirchenburg bestimmen könne. Aber wer sonst soll sich denn in diesem abgelegenen Dorf um die Kirchenburg kümmern, wenn nicht er? Es sind doch außer ihm nur noch zwei Gemeindemitglieder da: seine Frau Katharina und sein Sohn Arthur!

Einen evangelischen Gottesdienst haben sie schon lange nicht mehr. Vor Jahren, als im benachbarten Zuckmantel noch ein paar Evangelische wohnten, kamen die Pfarrer des Schäßburger Be-

zirks abwechselnd einmal im Monat in die gute, enge Stube von Wenzel und Katharina, um da Gottesdienst zu halten. Man saß um den Tisch und auf den Sofas und Sesseln entlang der Stubenwände. Jetzt sind die beiden Alten dankbar, wenn Pfarrer Johannes Halmen aus Schäßburg ein paar Mal im Jahr zu Besuch kommt und mit ihnen eine Andacht hält, gelegentlich mit einer Hausabendmahlsfeier verbunden. Dieses Jahr aber hätten sie noch keine Abendmahlsfeier gehabt. Das geht doch nicht! Einmal im Jahr soll man doch das Abendmahl feiern können! meint Wenzel. Gern bin auf ihren Wunsch eingegangen und bin dann nochmals zur Hausabendmahlsfeier zu ihnen hingefahren. Das war ein sehr schönes, andächtiges und berührendes Erlebnis. Nach der Feier waren Wenzel und Katharina richtig froh, erleichtert und dankbar. X-mal sagten sie Danke. Dass ein Pfarrer aus Deutschland zu ihnen in das verlassene Nest Maniersch kommt - da kommen sie aus dem Staunen und Sich-Freuen fast nicht mehr heraus. „Es lebe das Leben und die Liebe!“ protestiert mir Wenzel ganz locker und fröhlich mit dem erhobenen Weinglas zu. Er lädt mich ein, ein Glas seines eigenen Weins mitzutrinken. Leider muss ich wieder dankend ablehnen. Promillengrenze 0,0 ! Aber in zwei Jahren bei der Gnadenhochzeit, da trink ich dann ein Glas mit! - verspreche ich halb scherzhaft und halb ernsthaft. Aber ganz sicher!! - ruft Wenzel, und die stille, freundliche, immer etwas besorgt guckende Katharina nickt lachend mit dem Kopf.

Mit einer kräftigen Umarmung werde ich von Wenzel verabschiedet. Bleibt von Gott behütet und gesegnet! sage ich. Beim Hinausgehen, am Hoftor, erzählt er mir noch kurz, dass er im Dorf bei allen Dorfbewohnern, egal ob, wie er sagt „Rumänen oder Zigeunern“, sehr angesehen sei. Er habe 24 Patenkinder, sowohl evangelische - die sind ausgewandert - als auch orthodoxe – die leben im Dorf. Alle seien mittlerweile erwachsen und selbst schon Eltern. Viele Familien hätten ihn als Gevatter bei der Taufe ihrer Kinder gewünscht. Sie versprachen sich von ihm eben auch Geschenke und Geld. Er lacht und reibt Daumen und Zeigefinger. Was soll's? Wenn man Gutes tun kann, soll man es tun. Eine einfache, klare Weisheit. Wenn's drauf ankommt, hat Wenzel kräftige Fäuste. Und wenn's drauf ankommt, ein weites, großzügiges Herz. Wenzel und Katharina stehen am Hoftor und winken mir nach. Ob wir uns nochmal wiedersehen? Vielleicht tatsächlich in zwei Jahren bei der Gnadenhochzeit? Oder habe ich wieder einmal im Überschwang meinen Mund zu voll genommen? Gott weiß es!

WS, 30.10.2017